

„Ich bin nicht im Netz“ – Mediengestützte Wissensprozesse bei Lehrenden und deren Bedeutung für guten Unterricht

Redemanuskript März 2012 München

Gabi Reinmann

08.03.2012

„DigiLern“ – so heißt die heutige Veranstaltung und sie ist als „Mitmach-Kongress“ konzipiert. Auf so einem Kongress einen *Vortrag* zu halten, ist keine leichte Aufgabe. An sich dürfte ich hier gar nicht stehen, denn: Wenn *ich* rede, dann hören *Sie* im besten Fall zu; und das hat mit Mitmachen erst mal nichts zu tun. Jedenfalls stehen Sie jetzt nicht neben mir und sprechen gleichzeitig ins Mikro. Zuhören allerdings – und das werden Ihnen Ihre Schüler bestätigen können – ist eine höchst aktive und anstrengende Angelegenheit und alles andere als ein passiver Zustand. Diese Anstrengung kann man allenfalls kleiner bekommen, wenn man das, was man zu berichten hat, auch so darstellt, dass der Zuhörer etwas damit anfangen kann. Nun – ich werde mich bemühen. Bemühen werde ich mich auch darum, dass Sie das, was Sie hören, im weiteren Verlauf der Veranstaltung gebrauchen können, damit aus dem *Mitdenken* später auch ein *Mitmachen* wird.

Herrn Lebert und allen anderen Organisatoren danke ich für die Einladung und für Ihr Vertrauen, dass mein Vortrag das leistet, was ich eben angedeutet habe: Nämlich einen Impuls vom Mitdenken zum Mitmachen zu geben. Und das kann man in der Regel dann relativ gut erreichen, wenn man Antworten auf *Fragen* der Zuhörer hat. Dummerweise habe ich Ihre Fragen vorab *nicht* eruiert. Prinzipiell wäre das mit einem geschickten Medieneinsatz schon möglich gewesen. Aber: Als ich das merkte, war es zu spät, und ich musste zusehen, wie ich das Problem löse. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als *selber* ein paar Fragen zu formulieren, und Sie tun jetzt einfach mal so, als wären das auch *Ihre* Fragen, die Sie schon lange mit sich herum tragen. Diese Fragen beziehen sich natürlich auf das Thema meines heutigen Vortrags, und das lautet:

*Mediengestützte Wissensprozesse bei Lehrenden und deren Bedeutung
für guten Unterricht*

Damit wir eine runde Zahl haben, sind es zehn Fragen, die ich im Folgenden versuche zu beantworten. Erstens: Wie komme ich überhaupt auf das Thema? Zweitens: Was sind Sie für ein Medien-Nutzertyp? Drittens: Wie nutzen die anderen die digitalen Medien? Viertens: Was haben Medien mit Wissen zu tun? Fünftens: Was sind mediengestützte Wissensprozesse? Sechstens: Warum sind Lehrer/innen „Wissensarbeiter“? Siebtens: Wozu nutzt ein Wissensarbeiter Medien? Achters: Wie beeinflussen Ihre Wissensprozesse den Unterricht? Neuntens: Was sind Sie für ein Wissenstyp? Und zehntens: Was machen Sie jetzt mit dem Thema? Zur ersten Frage:

1. Wie komme ich auf das Thema?

Beim mediengestützten Lernen denkt man gemeinhin erst mal an den Unterricht. Man denkt an die Schülerinnen und daran, wie sie digitale Medien nutzen, um zu lernen. Das setzt natürlich voraus, dass es Lehrerinnen¹ gibt, die digitale Medien in der Planung und Umsetzung ihres Unterrichts nutzen und Gelegenheiten zum mediengestützten Lernen bieten. Nun sind aber auch Lehrende Menschen, die kontinuierlich lernen – teils intentional, teils nebenbei. Auch Lehrende müssen erst lernen, wie man digitale Medien im Unterricht sinnvoll einsetzen kann. Und der beste Weg, das zu lernen, ist der, erst mal eigene Lernerfahrungen mit den digitalen Medien außerhalb des Unterrichts zu sammeln.

¹ Im Folgenden spreche ich der Einfachheit halber nur noch von Lehrern ODER Lehrerinnen und von Schülern ODER Schülerinnen oder von Lehrenden und Lernenden.

Und genau hier ist mein Ausgangspunkt: das Wissen und die Erfahrungen von *Ihnen*, den Lehrenden, und *Ihre* Lernprozesse im Umgang mit den digitalen Medien. Ich habe das im Vortragstitel „mediengestützte Wissensprozesse“ genannt. Damit möchte ich deutlich machen, dass es mir weniger um das formale Lernen z.B. im Rahmen von Fortbildungen geht. Vielmehr geht es mir um *informelle* Prozesse im Alltag während Sie sich informieren, während Sie kommunizieren und dabei – mehr oder weniger – auch digitale Medien nutzen und Ihr Wissen erweitern, verändern und umbauen.

Wenn man sich scheut, digitale Medien im Unterricht zu nutzen, dann gibt es dafür meist gute Gründe: Man traut den Medien einfach nicht über den Weg, man kennt die Vorteile nur vom Hören-Sagen, man hat über Risiken vor allem gelesen, sie aber noch nicht selbst erlebt, die digitalen Medien oder bestimmte Anwendungen sind einem einfach *fremd*. Dann nämlich ist die Scheu eine verständliche, ich möchte sogar sagen, eine vernünftige Reaktion. Das bedeutet aber auch im Umkehrschluss: Man muss nicht mit dem *Unterricht* beginnen, um ihn zu verändern und besser zu machen. Man kann auch *bei sich selbst* beginnen, und genau dazu möchte ich Sie heute motivieren. Beginnen möchte ich mit der Mediennutzung. Und damit sind wir bereits bei der zweiten meiner zehn Frage:

2. Was sind Sie für ein Medien-Nutzertyp?

Anfang Dezember 2011 wurden die Ergebnisse eine Studie der Initiative D21 vorgestellt, die im dritten Jahr die Entwicklung der digitalen Gesellschaft in Deutschland beleuchtet. Im Mittelpunkt stehen sechs Nutzergruppen innerhalb der digitalen Gesellschaft, die anhand von 1.000 Interviews ermittelt werden konnten. Ich möchte Ihnen diese sechs Nutzertypen ganz kurz vorstellen:

Da gibt es zunächst einmal die *digitalen Außenseiter*: Sie erkennen noch keinen Vorteil in der Nutzung digitaler Medien. Vielmehr haben sie Angst vor dem vielfältigen Angebot. Nur einfache Aufgaben erledigen sie ab und zu am Computer.

Die *Gelegenheitsnutzer* sind zwar gut ausgestattet, nutzen Netz und Computer allerdings ebenfalls nur wenig. Sie schreiben aber immerhin Texte und E-Mails, surfen dann und wann im Netz, lesen online Nachrichten und ähnliches. Am Web 2.0 haben sie kein sonderliches Interesse.

Mehr Interesse entwickeln dagegen die *Berufsnutzer*, falls die digitalen Aktivitäten für die Arbeit relevant sind. Sie sind am Arbeitsplatz sehr gut ausgestattet und verbringen dort auch viel Zeit am Computer. Auf die Freizeit aber hat das eher wenig Einfluss.

Nicht so bei den *Trendnutzern*: Sie verwenden die digitalen Medien sehr vielfältig – auch Anwendungen des Web 2.0. Sie sind sehr gut ausgestattet und besitzen häufig schon mobile Geräte. In der digitalen Welt kennen sie sich entsprechend gut aus.

Das gilt auch für die *digitalen Profis*, die keinerlei Ängste gegenüber digitalen Medien haben und nicht nur wissend, sondern auch äußerst kompetent sind. Während der digitale Profi das Netz zunächst nach rationalem Kalkül nutzte, weitet er heute seine Anwendung zunehmend aus – auch in den Freizeitbereich.

Die *digitale Avantgarde* schließlich lebt gewissermaßen im Netz und kann sich dieses nicht mehr wegdenken: Sie verbringt den Großteil des Tages mit Computer und Internet, nutzt das Netz natürlich auch für alles Private und ist gegenüber Neuerungen höchst aufgeschlossen.

Wenn Sie sich diese Nutzertypen jetzt nochmal vor Augen führen: Zu welcher Gruppe würden Sie sich zählen? Denken Sie kurz darüber nach und entscheiden Sie sich spontan. Wir versuchen das mal mit Handzeichen und fangen von hinten an: Wo haben wir hier die digitale Avantgarde? Wer ist ein digitaler Profi? Wer würde sich als Trendnutzer bezeichnen? Wo sind die Berufsnutzer unter Ihnen? Wer hält sich für einen Gelegenheitsnutzer? Und wer schlägt sich auf die Seite der digitalen Außenseiter? Wenn ich das jetzt richtig überblicke, dann dürften unter Ihnen die größte Gruppe die sein und die kleinste Gruppe die Und das leitet mich über zur nächsten Frage, die Sie sich jetzt sicher auch stellen:

3. Wie nutzen die anderen die digitalen Medien?

Was hat die Studie 2011 ermittelt, von der diese Einteilung in sechs Nutzergruppen stammt? Auf der Grafik sehen Sie in der obersten Zeile die Resultate für 2011: Hier werden 26 Prozent der Bevölkerung als digitale Außenseiter klassifiziert und fast gleich viele, nämlich 28 Prozent, als Gelegenheitsnutzer. Weit mehr als die Hälfte der Bevölkerung nutzen die digitalen Medien also nach wie vor kaum bis gelegentlich, was nichts zwingend etwas mit der Ausstattung zu tun hat, die bei allen zunehmend besser wird. Sieben Prozent gelten als Berufsnutzer – also eine eher kleine Gruppe. Immerhin 21 Prozent werden in die Gruppe der Trendnutzer eingeordnet und zwölf Prozent in die Gruppe der digitalen Profis. Am kleinsten ist mit fünf Prozent die digitale Avantgarde. Was Sie an der Grafik außerdem noch sehen, ist: Seit 2009 gibt es nur geringfügige Bewegungen in den sechs Nutzergruppen.

Wenn wir das jetzt mit unserem Stimmungsbild hier im Raum vergleichen, dann können wir feststellen:

Nun kann man sich freilich fragen, was diese Typologie denn eigentlich aussagt: Ist der digitale Außenseiter infolge seiner Computer- und Netzabstinenz jemand, der von der Wissenswelt ausgeschlossen und damit tendenziell unwissend ist? Ist die digitale Avantgarde eine tickende Zeitbombe, weil sie infolge ihrer virtuellen Identitäten den Bezug zur Realität verliert und sich in konstruierte Wissenswelten flüchtet? Ist der Berufsnutzer der eigentlich kompetente Nutzer und der Trendnutzer einer, der nur dem Marketing großer Elektronikkonzerne auf den Leim geht? Was sagen die Nutzertypen über den Umgang mit Wissen aus? Genau genommen nicht sonderlich viel: Man mag sich rasch zuordnen können und die Typologie wirkt plausibel. Aber sie vereinfacht und sie gibt den Blick nicht darauf frei, was Menschen wirklich mit den Medien machen. Insbesondere wird damit nicht deutlich, wie Menschen digitale Medien für ihr Wissen und Lernen nutzen. Daher meine nächste Frage:

4. Was haben Medien mit Wissen zu tun?

Um diese Frage sinnvoll beantworten zu können, ist es zunächst einmal nötig, den Wissensbegriff zu klären: Wissen – das ist ein Wort, das wir auch in der Umgangssprache häufig verwenden: Wir sprechen davon, Wissen in der Schule erworben zu haben, und meinen damit *Kenntnisse*, manchmal auch *Fähigkeiten*. Wir gehen davon aus, dass Enzyklopädien wissenschaftliches Wissen enthalten, und meinen damit *dokumentierte Ergebnisse* des Denkens und Handelns von Forschern aus aller Welt. Wir sagen, dass wir um die Bedeutung einer Sache wissen, und meinen damit, *verstanden* zu haben, dass etwas wichtig ist. Wenn wir darauf verweisen, dass uns das Leben wissender macht, meinen wir die *Erfahrung*, die wir sammeln; manchmal geben wird diese in *Wort, Schrift oder Bild* an andere weiter. Nun sind für manche z.B. dokumentierte Forschungsergebnisse und die in Wort, Text oder Bild gegossenen Erfahrungen kein Wissen, sondern allenfalls Information.

Meine eigene Position orientiert sich an der Theorie der Strukturgenese. Danach konstruiert jedes erkennende Subjekt sein Wissen selbst. Dieses Wissen wenden wir auf der einen Seite auf die Umwelt an, in der wir uns bewegen. Auf der anderen Seite verändern wir unser Wissen aufgrund der Erfahrungen in dieser Umwelt. Dieser Vorgang verläuft langsam, kontinuierlich und in Zyklen – ein Leben lang. Dabei hat unser Wissen nicht nur mit dem Wahrnehmen, Denken und Problemlösen zu tun, sondern auch mit unserem Wollen, Fühlen und wertbezogenen Urteilen.

Aber: Wird eine Verständigung zwischen Menschen nicht unmöglich, wenn alles Wissen subjektiv konstruiert ist? Man kann in der Tat *nicht* davon ausgehen, dass jemand genau dieselbe Bedeutung konstruiert, die ein anderer mit einer Äußerung gemeint hat. Die alltägliche Erfahrung ist voll von Beispielen für eine mangelnde Deckung des Wissens zwischen Personen: Man redet aneinander vorbei, E-Mails werden fehlgedeutet, direkte und medienvermittelte Dialoge laufen aus dem Ruder. Dass Verstehen und Austausch trotzdem bis zu einem gewissen Grad möglich sind, liegt daran, dass viele Wissensinhalte sozial ausgehandelt, objektiviert und dann z.B. in Form von Dokumenten verschiedenster Art materialisiert werden. Wir sollten daher zwischen zwei Wissensformen unterscheiden: dem personalem Wissen und dem öffentlichem Wissen.

Personales Wissen zeichnet sich dadurch aus, dass es zunächst nur der jeweiligen Person selbst zugänglich ist. Ein Teil des personalen Wissens entsteht aus körperlichem Tun. Dieses Handlungswissen ist dem Bewusstsein meist nicht mehr zugänglich, es ist „stilles“ Wissen. Andere Wissensanteile könnte man als intuitiv bezeichnen: Sie lassen sich unabhängig von Wahrnehmungen und Handlungen in der Vorstellung aktivieren. Aus beiden Wissensmodi kann sich begriffliches Wissen entwickeln. Es ist bewusstsensfähig und kann explizit artikuliert, also auch sprachlich dargelegt werden. Dieses Wissen ist auch die Voraussetzung dafür, dass öffentliches Wissen entstehen kann. Um unser Wissen zu artikulieren, kann z.B. ein Gespräch genügen. Oft aber verwenden wir Medien: Wir schreiben Texte, machen Fotos, nehmen Audios oder Videos auf. Heute reichen ein Netzzugang und ein Browser, um dieses so materialisierte Wissen mit anderen zu teilen.

Das ist *ein* Weg, auf dem *öffentliches Wissen* entsteht. Im Gegensatz zum personalen Wissen ist es nicht nur einer Person, sondern auch anderen prinzipiell zugänglich. Das öffentliche Wissen lässt sich mit anderen teilen, weil es in irgendeiner Form materialisiert ist. Medienvermitteltes Wissen ist also immer ein in irgendeiner Weise materialisiertes und damit öffentliches Wissen. Wie groß diese Öffentlichkeit ist, die Zugriff auf das Wissen hat, ist offen: Das kann *eine* Person sein, der ich ein Foto zeige; das kann eine *Gruppe* sein, der ich ein Dokument via Mailing-Liste sende; das können *Unzählige* sein, die auf mein Video in YouTube klicken. Das öffentlich zugängliche Wissen kann man auch als *Information* bezeichnen. Was dabei oft zu kurz kommt, ist die Erkenntnis, dass Wissen in diesem Zustand nur *potenzieller* Natur ist: Es ist ein in Zeichen „eingefrorenes“ Wissen und kann nur wieder von denjenigen Individuen aktualisiert und verstanden werden, die wissen, was diese Zeichen bedeuten. Es ist also immer die Person, auf die wir schauen müssen, wenn wir verstehen wollen, was mediengestützte Wissensprozesse sind. Und damit wären wir bei der fünften Frage:

5. Was sind mediengestützte Wissensprozesse?

Der Prozessbegriff deutet darauf hin, dass es nicht nur darum geht zu verstehen, was Wissen ist und wie man den Wissensbegriff auffächern kann. Er verweist auf die *Dynamik* im Wissen – darauf, dass Menschen Wissen generieren, anwenden, weitergeben usw. Wie das im Einzelnen vor sich geht, dafür interessieren sich viele Disziplinen: Hirnforscher, Psychologen, Pädagogen und Philosophen. Das würde aber zu weit führen, darauf näher einzugehen. Für unseren heutigen Zweck muss eine einfache Unterscheidung genügen, um den *Wissensprozessen* näher zu kommen: nämlich die zwischen Rezeption und Produktion.

Das lässt sich am besten beispielhaft erläutern: Wenn Sie zuhause oder an Ihrer Schule digitale Dokumente recherchieren, einen Podcast hören oder sich von Ihren Schülern Nachhilfe in Web 2.0-Tools geben lassen, gehen Sie *rezeptiv* mit Wissen um. Sie sind in der *nehmenden* Position – wie auch jetzt, indem Sie mir zuhören. Wenn Sie sich beim Zuhören auch Notizen machen, morgen eventuell einen Blog-Eintrag verfassen, an einem Wiki arbeiten oder den Kollegen im Chat von der Tagung berichten, sind Sie *produktiv* mit Wissen tätig. Sie sind in der *gebenden* Position.

Anhand der Abbildung sehen Sie, dass man vier „Umwelt-Aktivitäts-Felder“ unterscheiden kann. Zugrunde liegen zwei Dimensionen: zum einen eben erläuterte Aktivitätsdimension zur Beschreibung von Rezeption und Produktion; zum anderen die Umweltdimension, die mit den ebenfalls schon besprochenen beiden Wissensformen zu hat, nämlich dem personalen und öffentlichen Wissen. Daraus ergeben sich vier Felder, die in etwa abstecken, was wir täglich im Umgang mit Wissen tun.

Die Abbildung gehört zu einem Ansatz, den man *persönliches Wissensmanagement* nennt. Das Interesse an Konzepten, vor allem aber Methoden für ein besseres persönliches Wissensmanagement ist vor allem in der Wirtschaft groß. Das gilt speziell für Branchen, die von sich sagen, dass sie Teil der Wissensökonomie sind und einen wachsenden Anteil an Arbeitsplätzen haben, an denen Wissensarbeiter tätig sind.

Dabei wird gerne *eine* Berufsgruppe übersehen, obschon sie *eindeutig* in die Kategorie der Wissensarbeit passt: nämlich Lehrende in verschiedenen Bildungskontexten. Mit anderen Worten: Auch Sie in Ihrer Rolle als Lehrerinnen und Lehrer verrichten Wissensarbeit. Das führt mich zur nächsten Frage:

6. Warum sind Lehrer „Wissensarbeiter“?

Es liegt auf der Hand, dass wir vor einer Antwort erst einmal klären müssen, was man unter Wissensarbeit verstehen kann. Ist Wissensarbeit einfach nur die Summe von Wissen und Arbeit? Da menschliche Tätigkeiten und damit auch Arbeitstätigkeiten in der Regel *immer* mit Wissen zu tun haben – wenn auch in unterschiedlichem Maße –, ist eine solch einfache Gleichung natürlich nicht sinnvoll. Von daher muss man genauer sagen, nach welchen Kriterien man eine Arbeitstätigkeit heute als Wissensarbeit klassifizieren kann. Ich würde hier folgende Anforderungen stellen:

Es genügt nicht, dass Arbeitstätigkeiten auf Wissen basieren; sie müssen auch *wissensintensiv* sein. Daneben muss die Arbeitstätigkeit nicht nur Wissen voraussetzen, sondern auch zu Wissen führen und damit in gewisser Weise *immateriell* sein. Neben diesen beiden absolut notwendigen Kriterien gesellen sich weitere, die als Sekundärkriterien bezeichnet werden: Dazu zählt erstens die Komplexität. Wissensarbeit ist komplex, damit wenig planbar und beschert einem stets neue Herausforderungen. Man muss informiert sein, sich koordinieren, mit anderen kooperieren und oftmals nach kreativen Lösungen suchen. Daraus folgt zweitens ein hohes Aus- und Weiterbildungsniveau: Man braucht für Wissensarbeit fachlich besonders befähigte Personen. Man kann diese allerdings nicht *einmal* ausbilden; sie leben gewissermaßen vom lebensbegleitenden Lernen. Zusammen mit Kommunikation ist Lernen Teil der Arbeitstätigkeit. Drittens geht es in der Wissensarbeit nicht um irgendein Wissen, sondern um *begründetes Wissen* – begründet durch wissenschaftliche Erkenntnisse und/oder Erfahrungen infolge hoher Expertise. Dabei darf man sich dieses Wissen nicht als abgeschlossen vorstellen, sondern als einen Prozess, der kontinuierlich erneuert werden muss, der nicht als Wahrheit, sondern als Ressource gilt und darüber hinaus untrennbar mit dem Nichtwissen verbunden ist.

Lehrende bereiten Wissen für andere auf, geben es weiter und überprüfen, ob Lernprozesse von anderen erfolgreich waren. Ihr Gegenstand hat also nicht nur viele Wissensanteile, ihr Gegenstand *ist* Wissen und nicht irgendein Wissen, sondern solches, auf das man sich bei Lehrplanentwicklungen mühsam geeinigt hat. Ihre Tätigkeit weist nicht nur ein hohes Maß an Kommunikation auf, ihre Tätigkeit *ist* Kommunikation. Lehren kann man vorbereiten, aber der Prozess des Lehrens ist kaum planbar, voller Überraschungen und Unwägbarkeiten. Nichtwissen ist Ausgangspunkt und Ergebnis des Lehrens: Jedes neu erworbene Wissen füllt (im Idealfall) eine Wissenslücke und macht gleichzeitig deutlich, dass das persönliche Nichtwissen kontinuierlich wächst. Lehrende sind Wissensarbeiter in jeder Hinsicht: Sie sind immer auch Lernende, weshalb nicht nur ihre Ausbildung, sondern auch die Weiterbildung eine so große Rolle spielen.

Persönliches Wissensmanagement, so kann man an dieser Stelle folgern, ist also auch für Lehrende relevant. Dabei kommt es *nicht* darauf an, diese Bezeichnung als solche zu gebrauchen, die womöglich nur unfruchtbare Diskussionen über die Brauchbarkeit des Managementbegriffs auslöst. Vielmehr geht es um die dahinter stehende Idee – um die Erkenntnis, dass es für Unterrichtstätigkeiten essenziell ist, wie Lehrende mit personalem und öffentlichem Wissen umgehen. Und das wiederum steht damit in Verbindung, wie man mit digitalen Medien umgeht. Daher lautet die nächste Frage:

7. Wozu nutzt ein Wissensarbeiter Medien?

Oder anders gefragt: Wozu *kann* er sie nutzen? Blicken wir hier noch einmal zurück auf die Frage, was Wissen mit Medien zu tun hat. Im Zuge dieser Frage haben wir gesehen, dass die Unterscheidung zwischen personalem und öffentlichem Wissen unter anderem etwas damit zu tun hat, wie und wozu man digitale Medien verwendet. So kann man Medien heranziehen, um sich Wissen in Form von Information an verschiedenen Stellen abzuholen, aber auch zu verteilen. Damit wird verständlich, warum man oft von Informationsmedien oder Informationstechnologien spricht. Man kann aber auch auf Medien zurückgreifen, um am Wissen anderer Personen teilzuhaben oder sein eigenes Wissen an andere weiterzugeben. In solchen Fällen sprechen wir eher von Kommunikationsmedien oder von Kommunikationstechnologien.

Online-Medien eignen sich meist gleichzeitig zur Information und zur Kommunikation. Es ist also unser *Nutzungsverhalten*, das sie zu Informations- oder Kommunikationsmedien macht. Dabei haben sowohl die Information als auch die Kommunikation immer zwei Gesichter. Das haben wir bereits mit der Unterscheidung von Rezeption und Produktion festgehalten: Ich kann mich mittels digitaler Medien informieren, indem ich z.B. die Meldungen des deutschen Bildungsservers abonniere und regelmäßig lese. Gleichzeitig kann ich aber auch selbst Informationen generieren, indem ich z.B. meine Kollegen per E-Mail auf neue Veröffentlichungen zur Unterrichtsgestaltung hinweise. Ich kann Fragen an meine Kommunikationspartner stellen, indem ich z.B. ein Forum auf einem Lehrer-Portal nutze. Ich kann andere aber auch mit meinen Antworten unterstützen, indem ich Kommentare auf Lehrerblogs hinterlasse.

Seit Mitte 2000 sind selbst für den Gelegenheitsnutzer zahlreiche Web 2.0-Anwendungen so einfach geworden, dass die Chance für den *produktiven* Part im Umgang mit Wissen und Medien enorm gewachsen ist: Man denke nur an Wikis und Micro-Blogging-Dienste. Gleichzeitig machen viele Studien deutlich, dass immer noch die Mehrheit den *rezeptiven* Part im Umgang mit Wissen und Medien vorziehen: Man abonniert und liest, druckt aus und leitet vielleicht mal einen Link weiter. Nur wenige veröffentlichen im Netz eigene Lehrmaterialien, teilen ihre Erfahrungen oder ergänzen Wiki-Einträge mit ihrem Wissen. Mit anderen Worten: Digitale Medien bringen ein enormes *Potenzial* für Tätigkeiten im Rahmen der Wissensarbeit mit sich: Sie können sowohl rezeptive als auch produktive Prozesse im Umgang mit Wissen verbessern und erweitern. Sie können die Interaktion sowohl mit der materialen Wissensumwelt als auch die mit der sozialen Wissensumwelt erleichtern und bereichern. Ob und wie dieses Potenzial genutzt wird, ist aber eine ganz andere Frage.

Ich würde die These wagen: Dieses Potenzial der digitalen Medien *nicht* zu nutzen, können sich Wissensarbeiter heute an sich kaum noch leisten. Erkennt man Lehrende als Wissensarbeiter an, würde dies auch für *Sie* gelten. An der Stelle allerdings muss man wohl kurz innehalten und doch nochmal genauer nachhaken:

8. Wie beeinflussen *Ihre* Wissensprozesse den Unterricht?

Denn nur wenn dieser Einfluss groß genug ist, sollte es gerechtfertigt sein, eine These wie die eben formulierte aufrechtzuhalten. In den vergangenen Jahren haben mehrere Befragungsstudien unter Lehrenden gezeigt, dass diese zunehmend aufgeschlossener gegenüber digitalen Medien sind und diese auch in wachsendem Maße für die eigene Unterrichtsvor- und -nachbereitung nutzen – vor allem die Jüngeren unter den Lehrern. Dazu zählt z.B., dass man sich Anregungen für Unterrichtsentwürfe im Netz sucht, Lehr- und Lernmaterialien aus Portalen auswählt oder selbst erstellt, Korrekturen elektronisch unterstützt erledigt und ähnliches. Eine Sonderstudie des (N)Onliner-Atlas 2011 kommt gar zu dem Schluss, dass 21 Prozent der Lehrer auch in Facebook unterwegs sind und dieses Netzwerk schon einmal zur Unterrichtsvorbereitung genutzt haben. Das muss allerdings keineswegs etwas mit dem Medieneinsatz im Unterricht selbst zu tun haben: Man kann ein digitaler Profi bei der Unterrichtsvorbereitung sein, auch ohne Smartboards, Lernplattformen oder Web 2.0-Anwendungen im Unterricht zu verwenden. Eine Studie mit nordrheinwestfälischen Lehrern aus dem Jahr 2010 hat ergeben, dass zwar über 70 Prozent der befragten Lehrer digitale Medien zur Vor- und Nachbereitung ihres Unterrichts nutzen. Aber nur knapp 40 Prozent geben an, auch ihre Schüler mindestens einmal im Monat mit digitalen Medien arbeiten zu lassen.

Was folgt daraus? Sind mediengestützte Wissensprozesse der Lehrenden also doch nicht besonders wichtig für die Gestaltung guten Unterrichts? Auch hier ist wieder Vorsicht geboten: Von der Mediennutzung kann man nicht direkt auf die Wissensprozesse schließen, die hinter der Mediennutzung liegen. Die Angaben, die Studien *hierzu* machen, sind in der Regel dünn. Ob eine hohe Mediennutzung zur Unterrichtsvorbereitung tatsächlich mit einem ausgewogenen Verhältnis von Rezeption und Produktion sowie einer ausgewogenen Interaktion mit der materialen und sozialen Wissensumwelt zu tun hat, ist völlig offen. Welche *Wissenskultur* sich hinter dem Medieneinsatz des Lehrenden verbirgt, ist wenig erforscht. Genau das aber würde uns helfen, die Frage zu beantworten, welchen Einfluss mediengestützte Wissensprozesse auf den Unterricht haben. Meine These aber ist, dass dieser Einfluss groß ist, weil Lehren *Wissensarbeit per se* und darauf angewiesen ist, dass Lehrende ihre eigenen Wissensprozesse kennen und gestalten können.

Von daher möchte ich die Frage vom Anfang meines Vortrags noch einmal aufgreifen und modifizieren. Ich hatte Sie eingangs gefragt, für welchen Medien-Nutzungstyp Sie sich halten. Zählen Sie sich zu den digitalen Außenseitern, den Gelegenheitsnutzern, den Berufsnutzern, den Trendnutzern, den digitalen Profis oder zur digitalen Avantgarde? Viel wichtiger aber erscheint mir nun folgende Frage:

9. Was sind Sie für ein Wissenstyp?

Oder genauer gefragt: Welchen Umgang mit Wissen präferieren Sie? Sind Sie eher der *rezeptiv-materiale Typ*, der Medien vor allem nutzt, um an Information zu kommen und das eigene Wissen zu erweitern oder zu vertiefen? Oder sind Sie eher der *rezeptiv-soziale Typ*, der lieber die Kollegen und Experten face-to-face, per E-Mail oder in sozialen Netzwerken um Hilfe bittet, deren Expertise nutzt und auf diesem Wege sein Wissen verändert? Oder sind Sie gar der *produktiv-materiale Typ*, der Freude daran hat, das eigene Wissen in Wort, Schrift oder Bild zu fassen und für andere zugänglich zu machen? Oder tendieren Sie eher zum *produktiv-sozialen Typ*, der sein Wissen lieber in der Interaktion und Kooperation teilt als es z.B. aufzuschreiben? Oder hängen Ihre Präferenzen von den jeweiligen Bedingungen ab? Können Sie *alle vier* Formen des Umgangs mit Wissen bedienen? Wollen sie es und tun sie es auch? Und wovon hängen Ihre Entscheidungen im Umgang mit Wissen und dann auch mit Medien ab?

Zu verschiedenen Wissenstypen gibt es keine Studie. Ich denke auch *nicht*, dass es uns weiterbringen würde, hier eine tatsächliche Typologie zu postulieren, denn: Menschen agieren und reagieren in der Regel situativ, sie verändern sich, machen Erfahrung und lernen dazu. Typologien dagegen suggerieren etwas Statisches und Eindeutiges und haben meist auch eine Bewertung im Gepäck – vom Außenseiter zur Avantgarde. Und genau das erscheint mir letztlich wenig handlungsrelevant. Relevanter und zielführender dagegen ist es aus meiner Sicht, den Umgang mit dem eigenen und dem prinzipiell verfügbaren Wissen in Kombination mit der Nutzung digitaler Medien zu reflektieren. Eine solche *Reflexion des persönlichen Wissensmanagements* kann aufdecken, was man intensiv macht und was man außen vor lässt, was einem offenbar leicht fällt und was man als mühsam empfindet, was einem Freude macht und was Angst erzeugt, was rasch zu Erfolgen führt und wofür man einen längeren Atem braucht usw. Im besten Fall motiviert Sie das zu neuen Experimenten – zunächst bei sich selbst und dann auch im Unterricht. Und damit wären wir bei der letzten Frage:

10. Was machen Sie jetzt mit dem Thema?

Nun, das Einfachste ist, dass Sie darüber nachdenken und ihre eigene Schlüsse ziehen: Wie steht es um *Ihre eigene* Mediennutzung und um *Ihren* Umgang mit Wissen? Was haben Ihre Mediennutzung und Ihr Umgang mit Wissen mit *Ihrem* Unterricht zu tun?

„*Ich bin nicht im Netz*“ – diesen Ausspruch habe ich in meinem Titel dem eigentlichen Thema vorangestellt. Noch vor fünf Jahren hat man das sehr oft gehört – auch wenn man sich mit Lehrenden unterhalten hat. Heute gehören Computer und Internet unter Lehrerinnen zur häuslichen Grundausstattung. Völlige Netzabstinenz gelingt inzwischen kaum noch jemandem. Die meisten Lehrenden gehören heute nachweislich *nicht mehr* nicht zu den digitalen Außenseitern.

Eher schon kann man heute noch viele sagen hören: „*Ich bin nicht in Facebook*“. Je nachdem, *wem* man das sagt, wird es verschiedene Reaktionen auslösen: vom wohlwollenden Nicken als Zustimmung dafür, sich dem millionenfachen Ausverkauf persönlicher Daten zu widersetzen, bis zum verständnislosen Kopfschütteln als Ausdruck des Unverständnisses gegenüber so viel Ignoranz.

Wir wissen nicht, was man in fünf Jahren sagen wird oder andere sagen hört. Wo wird der digital Nicht-Souveräne dann nicht oder noch nicht sein? Digitale Technologien sind schnelllebig, aber sie werden mit Sicherheit nicht eben mal verschwinden. *Das Netz* werden wir nicht mehr loswerden. Aber es wird sich permanent verändern. Unsere Fähigkeit zu lernen und Wissen immerzu auf- und umzubauen, ist genau dafür gemacht: dafür, mit den Veränderungen zu gehen, diese aber auch mitzugestalten – dabei *mitzumachen*.

Vielen Dank für Ihr aufmerksames Zuhören!